

Necla Kelek

Glückskind

Aufwachsen zwischen
Istanbul und Bückeburg

HERDER The logo for Herder's 450th anniversary, featuring a stylized '4' and '5' intertwined.

FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2026
Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg

Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Satz: Arnold & Domnick, Leipzig
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-03737-5
ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-84294-8
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-84295-5

Für meine Familie

Inhalt

Vorwort	9
Istanbul	11
„Necla! Gel!“	11
„Merhaba avrupali!“	46
Zentralanatolien	95
Das Jahr in Pinarbaşı	95
Duran – die Geschichte meines Vaters und seiner Familie	106
Die letzten Tage in Pinarbaşı	137
In Deutschland	147
Geh aus mein Herz und suche Freud – Bückeburg	147
Die Zurückgebliebenen.	208
In the Summertime – Heimaturlaub	235
Don't Let Me Be Misunderstood – Zurück in Bückeburg.	256
Du sollst dich nie vor einem lebenden Menschen bücken – Hustedt.	280
Über mir der weite Himmel – Hamburg	296

Vorwort

Dies sind die Memoiren eines Glückskindes. Es sind meine Lebenserinnerungen und gleichzeitig der Bericht vom Traum, in der Moderne zu leben. Dieser Traum hatte nach der Gründung der Republik durch Atatürk die ganze Türkei ergriffen und er reichte bis nach Uzun Yayla, das Weite Tal in Zentralanatolien. Es ist die Geschichte des Aufbruchs einer Gesellschaft aus der „Unmündigkeit“ und der Traum von Europa, der meine Familie nach Bückeburg in Niedersachsen führte.

Dies ist meine Geschichte. Ich bin in Istanbul geboren. Ich kam dort in die Schule und begann, zuerst die Familie, die Ereignisse in der Nachbarschaft und dann die Welt zu beobachten. Es ist die Lebensgeschichte meiner Mutter und meines Vaters aus Zentralanatolien, meiner Brüder und meiner Schwester. Ein Bericht ihrer Freuden und Sorgen, von unserem Leben in Istanbul und der Hoffnung auf ein besseres Leben. Und was daraus geworden ist.

Wie viele andere waren meine Eltern in Istanbul Binnenmigranten aus Anatolien. Und dort, in Anatolien, wurde ich mit meinen Geschwistern für ein Jahr bei der Großmutter „geparkt“, bevor es nach Deutschland ging. Mein Vater wollte zunächst ausprobieren, ob er in „Avrupa“ und „Almanya“ zurechtkam.

Es ist die Geschichte einer Einwanderin, die sich assimiliert hat und trotzdem das Kind aus Istanbul geblieben ist. 1966 kam ich als Gastarbeiterkind nach Deutschland, ging dort zur Schule, lernte Deutsch, machte eine Lehre, studierte, forschte und wurde deutsche Staatsbürgerin. Ich erlebte in Hamburg beim Studieren die Freiheit des Denkens und in einer Wohngemeinschaft „die große Freiheit“, anders zu leben.

Ich spürte aber auch die Notwendigkeit, mich mit Fragen der Integration meiner Landsleute zu beschäftigen. Ich bin während meines Studiums und danach in die Familien, Schulen, Moscheen, Gefängnisse gegangen, um mit dem fragenden Blick einer kriti-

schen Soziologin auf das mir von Kind an Vertraute zu schauen. Dies brachte mich zwangsläufig in die Auseinandersetzung mit dem Glauben und dem Islam, der zunehmend zur Identität der Gastarbeiter wurde und aus ihnen zuerst Türken und dann Muslime machte.

Als Kind versprach ich mir, wenn ich auf meine Fragen ein Nein oder Verbot von den Erwachsenen bekam: „Wenn ich einmal groß bin, werde ich frei sein, und die Fragen selbst beantworten.“ Und heute kann ich sagen: „Jetzt bin ich da, wo ich immer sein wollte.“ Dies ist meine Geschichte. Die Geschichte einer Integration.

Ich erzähle diese Geschichte von heute aus, und ich erzähle, was mir als Erinnerung zur Verfügung steht – und mit dem Wissen, was seitdem geschehen ist.

Istanbul

„Necla! Gel!“

1965. Die Sonne wärmte am frühen Morgen noch nicht richtig, und ich saß mit einer Strickjacke über meinem Nachthemd auf den drei Stufen des Eingangs unseres Hofes und wartete auf den Briefträger. Ich war acht Jahre alt, hatte mein erstes Schuljahr hinter und einen schönen langen Sommer vor mir. Von meinen drei Stufen aus hatte ich die Straße bis zur Hauptstraße hinunter und den Hügel hinauf bis zur Kurve im Blick. Oben versperrten Gestrüpp und Büsche die Sicht auf das dahinter liegende verbotene Gelände des armenischen Friedhofs. Die drei breiten Stufen aus Zement führten in den Hof, den wir uns mit fünf anderen Familien teilten. Im Hof standen drei Häuser. Ein zweistöckiges Holzhaus an der Straße, in dem wir mit Madame, der ehemaligen Besitzerin, einer Armenierin, im ersten Stock wohnten. Im Parterre zur Hauptstraße hin befand sich ein typisches Teehaus. Dort wurde schon frühmorgens den Männern der Nachbarschaft Tee serviert. Im Hof gab es noch ein kleines zweistöckiges Holzhaus, in dem Onkel Osman und seine Familie wohnten.

Vor wenigen Minuten war Onkel Ismet, der Kapitän einer Bosphorus-Fähre, aus dem Haus gegenüber getreten, hatte zum Gruß die Hand an die Mütze gelegt, wie jeden Tag „Günaydin *güzelim*, guten Morgen, meine Schöne“ zu mir herüber gerufen und war hinter der Straßenecke verschwunden. Kurz darauf öffnete seine Frau das Fenster im Obergeschoss und schüttelte die Bettlaken aus. Gleich würde meine Freundin Hatice aus dem Fenster gucken und wir könnten uns zum Spielen verabreden. Vorher stürzte sicher noch ihr Bruder Ahmed aus der Tür, um die Straßenbahn zu erreichen, deren schrilles Klingeln schon von der Hauptstraße her zu hören war.

Aus der Straßenbahn würde bald der Postbote mit seiner grünen Uniform steigen, seine Ledertasche mit den vielen Schnallen

und Fächern zurechtrücken und beginnen, zuerst in den Läden an der Ecke und dann in unserer Straße Haus für Haus die Post abzuliefern. Autos fahren in unserer Straße nur, wenn jemand zu Besuch kam oder etwas geliefert wurde. Von gegenüber schlurfte Frau Fatma herüber, sagte „Günaydin“, strich mir über den Kopf und drückte mir ein kleines Sandwich mit Käse in die Hand.

„Sag, hast du was von eurem Vater gehört? Wie geht es ihm in Wien?“

Ich zuckte mit den Schultern und begann, das Brot zu essen.

„Meiner will ja auch nach Almanya, elhamdullah hamdulillah, er hat schon einen Antrag gestellt.“

Im Hof öffnete sich eine Tür.

„Necla! Gel! Komm!“, rief meine Mutter.

„Da kommt der Briefträger“, sagte ich und zeigte Richtung Straßenecke.

Fatma winkte meiner Mutter zu, sagte „Merhaba, Leman“ und schlurfte dem Postboten entgegen. Hatice erschien am Fenster und rief: „Nach dem Frühstück?“ Und zeigte in den Hof. Ich nickte und musste meine Beobachtungsstufen noch vor der Ankunft des Briefträgers verlassen, denn meine Mutter rief schon wieder „Necla! Gel!“

„Anne, Mutter, der Briefträger kommt doch gleich“, rief ich.

„Komm sofort rein“, antwortete sie aus der zum Hof offenen Haustür.

Mutter hatte wie fast an jedem Morgen bereits ihre Lockenwickler auf dem Kopf. Sie würde sie erst nach dem Frühstück herausnehmen und sich zurechtmachen. Sie war eine schöne Frau, Anfang dreißig, trug morgens einen gesteppten Polyester-Morgenmantel in Rosa, den sie kürzlich in einem „cok moderen“, einem sehr modernen Laden – dieser Ausdruck war gerade en vogue – am Hafen gekauft hatte. Sie ließ wie immer anschreiben. Der Verkäufer hatte ihr dazu noch passende rosafarbene Pantoffeln mit weißen Puscheln und leichtem Absatz angedreht. Ich fand die Schuhe todschick und nahm mir vor: Wenn ich einmal groß bin, werde ich auch solche Pantoffeln tragen.

Zum Frühstück gab es fast jeden Morgen das Gleiche. Schwarzen Tee aus einem modernen Samowar. Unser „Samowar“ war ein großer silberner Kessel, obendrauf thronte ein Kännchen mit Teesud. Man gab einen kleinen Schluck Sud in das Glas und füllte es mit heißem Wasser auf. Mein jüngerer Bruder und ich hassten Tee, da er immer zu heiß war und bitter schmeckte. Alternativ gab es für uns ein großes Glas mit warmem Wasser und einem ganz kleinen Schluck Teesud, in das unsere Mutter viel Zucker rührte. Der „Samowar“ stand auf einem kleinen Gaskocher im Fenstererker und zischelte den ganzen Tag vor sich hin. Zum Essen gab es frisches Weißbrot, dazu Schafskäse, Oliven und Marmelade. Die selbstgemachte Marmelade meiner Mutter war die beste. Am liebsten mochte ich Sauerkirsche. Die Fruchtstückchen wurden sorgfältig auf dem frischen Weißbrot verteilt und schmeckten köstlich.

Unser Haus stand an einer Straßenecke, und wir hatten durch das vordere Fenster die große Straße, die zum Hafen hinunterführte, im Blick. Die Küche war groß. Auf der einen Seite Küchenschränke, an der Wand ein Tellerregal und ein Gaskocher. Einer der Schränke gehörte Madame. Dort bewahrte sie ihre eingekochten Marmeladen, Gläser mit Bohnen oder Paprika auf. In der Mitte stand ein Tisch mit Stühlen, der zum Arbeiten benutzt wurde. Außerdem hatten wir noch ein kleines Zimmer, in dem wir Kinder nachts schliefen und uns tagsüber aufhielten, eine Wohnstube, dann einen „Salon“ und ein Schlafzimmer für die Eltern. Alle Zimmer gingen auf den Flur, und in der Mitte wohnte Madame in einem der vier Zimmer.

Meine Mutter und meine sieben Jahre ältere Schwester saßen beim Essen immer im Erker auf einem Podest am Fenster. Es waren die begehrtesten Plätze in der Wohnung und den erwachsenen Frauen – meine Schwester mit ihren vierzehn Jahren gehörte dazu – vorbehalten. So konnten sie auch während des Essens die Straße beobachten. Hinter der Tüllgardine bekamen sie ungesehen mit, was sich draußen abspielte. Zum Beispiel welche Straßenverkäufer ihre Waren mit Handkarren auf uns zubewegten. Da war der Olivenmann mit zwei Fässern, die rechts und links über seinen Schultern hingen,

und von dem Mutter sagte, er habe das beste Öl der ganzen Stadt. Dann kamen der Gewürzmann oder der Karren mit dem Gemüse, gerade waren es Paprika und Auberginen, später der Obsthändler mit Melonen, Trauben, Orangen oder Aprikosen. Und natürlich der Brotverkäufer, der täglich frisches Brot brachte.

Falls Mutter sich für irgendeine Ware interessierte, winkte sie dem Händler und rief ihm ihre Wünsche zu. Entweder mussten wir dann mit dem Korb hinunter, oder der Korb wurde an einer Wäscheleine hinuntergelassen. Manchmal kam er direkt in den Hof. Und immer wurde angeschrieben und nur alle Wochen oder einmal im Monat bezahlt. Dass Ware auf Kredit geliefert wurde, hatte in Istanbul eine lange Tradition.

Wenn der Stoffverkäufer kam – und er war nach Meinung meiner Mutter der beste Stoffmann von ganz Kadıköy –, standen die Frauen aus der Nachbarschaft um den Wagen herum. Sie ließen sich von meiner Mutter beraten. Welcher Stoff für ein Nachmittagskleid der Richtige sei, welchen Schnitt der Rock für den Alltag haben sollte. Die Stoffe wurden befühlt, und der Stoffmann schwärmte: „Schauen Sie, fühlen Sie diesen Stoff, der ist das Beste, was sie gerade auf dem Stoffmarkt bekommen. Nur die Hollywoodstars tragen so einen Stoff!“

Mutter ließ sich meist schnell überzeugen und kaufte meterweise Georgettestoff, wunderbare Popeline oder amerikanische Baumwolle. Sehr in Mode waren Popelinestoffe mit Punkten. Einmal überlegte sie, ob sie für meine Schwester ein ärmelloses Sommerkleid nähen sollte. Sie fand den Stoff schick. Ohne zu fragen, kaufte Mutter so viel Stoff, dass genug übrig blieb, dass auch ich aus demselben Stoff ein Kleid bekam. Das ärgerte meine Abla, meine ältere Schwester furchtbar, und sie drohte mir heimlich, dass ich, wenn ich und sie die Kleider gleichzeitig anzögen, keine Limonade mehr bekäme, wenn wir unterwegs wären. Meine Schwester hasste es, wenn meine Mutter so über ihr Leben bestimmte, ohne dass sie gefragt wurde.

Mein kleiner Bruder und ich saßen zu weit vom Fenster weg, um von dem Geschehen auf der Straße etwas mitzubekommen. Wenn

wir uns darüber beschwerten, sagte meine Mutter: „Ihr seid noch zu klein, um das Geschehen draußen aufregend zu finden.“

„Ich habe den Postboten gesehen, der ist um die Ecke im Laden“, sagte ich. Meine Mutter gab mir ein Brot und schaute dann hinaus.

Die Hauptstraße war bereits am Morgen ganz lebendig, und Mutter kommentierte alle Personen, die vorbeigingen. „Ach, schau mal, Frau Remziye mit ihrem Mann. Wo wollen die denn so früh hin?“, sagte sie, als hätte sie meinen Hinweis überhört.

Meine Schwester war Mutters beste Freundin. Da wir sonst keine Verwandtschaft in Istanbul hatten, musste sie die Rolle der engsten Vertrauten von Mutter übernehmen und sie auch gegenüber uns Jüngeren vertreten. Sie war nicht nur unsere Abla, unsere große Schwester, sondern auch unsere küçük Anne, unsere kleine Mutter, und tat uns gegenüber entsprechend erwachsen. Sie durfte im Erker sitzen.

Jetzt hatte auch sie den Postboten erblickt.

„Ob er den Brief hat?“, fragte sie.

„Er ist seit drei Tagen überfällig“, sagte meine Mutter. „Immer dasselbe mit dem Geizigen.“

„Von Papa?“, fragte mein Bruder und wollte aufstehen.

„Bleib sitzen und iss!“, sagte meine Mutter.

So ganz verstanden mein Bruder und ich das nicht. Seit unser Vater vor mehreren Monaten nach Wien gefahren war, um dort zu arbeiten, warteten wir jeden Tag sehnsüchtig auf Post von ihm. Mutter setzte am Anfang sogar einen Preis aus. Wer den Postboten zuerst sah und ihr den Brief brachte, bekam eine Lira Belohnung. Auch deshalb saß ich so gern morgens auf den drei Stufen und wartete immer wieder auf den Postboten, obwohl die Zeiten der freudigen Erwartung nach den ersten Briefen vorbei waren. Mutter hasste mittlerweile die Briefe vom Vater, obwohl sie so nötig waren. In der Post war nämlich das Geld für uns. Aber anstatt der verabredeten und dringend nötigen 100 oder 120 Mark waren meist nur 50 Mark im Kuvert. Er schickte keine österreichischen Schillinge oder Lira,

weil das Kuvert mit den Scheinen zu dick geworden wäre. Zusätzlich steckte immer ein Stück schwarzes Papier darin, damit, wenn man das Kuvert gegen das Licht hielt, das Geld nicht zu sehen war. Trotzdem kamen nicht alle Briefe an. Bankkonten oder Auslandsüberweisungen gab es Mitte der Sechzigerjahre noch nicht.

Zuerst dachte meine Mutter an ein Versehen, wenn sie nur einen 50-Mark-Schein im Brief fand, oder sie vermutete, dass am nächsten Tag noch ein Brief kommen würde. Aber es kam nicht mehr, und sie war nur noch wütend. Irgendwann riss sie das Kuvert nur auf, nahm das Geld, warf den Brief auf den Boden und fluchte. Außer mir wartete bald niemand mehr auf den Postboten, und auch ich bestand nicht mehr auf der Belohnung. Wien war Avrupa, Europa. Für meinen Vater wie für viele seiner Generation so etwas wie das Ende des Regenbogens. Man musste ihn nur finden, und alle Sorgen und Mühsal waren vorbei.

Ein Witz, der damals die Runde machte, passte zur Stimmung meines Vaters ganz gut. Es ist einer der berühmten Schwarzmeer-Witze in der Türkei: „Temel bekommt von seinem Verwandten aus Europa einen Brief, in dem er aufgefordert wird, ihm schnellstmöglich zu folgen. Das Geld würde regelrecht auf der Straße liegen, er müsse es nur aufheben. Temel, der gewohnt war, ohne viel zu tun durchs Leben zu kommen, nahm den nächsten Flieger und kam im Flughafen in Frankfurt an. Als er aus dem Flugzeug aussteigt, sieht er auf dem Boden einen Zehn-Mark-Schein, und sagt sich: Kaum bin ich hier, muss am ersten Tag schon arbeiten? Ohne sich nach dem Geld zu bücken, geht er weiter.“

Eine Ankündigung, die meine Mutter erschrecken ließ

Als es an diesem Morgen an der Tür klopfte, zischte meine Mutter ein „Scher dich zum Teufel“ vor sich hin. Meine Schwester öffnete die Tür, es war tatsächlich der Postbote. Sie nahm den Brief entgegen, und der Postbote sagte höflich zur Tür herein: „Frau Leman, Sie haben einen Brief aus Österreich. Bitte heben Sie die Briefmarke für mich auf.“

Meine Mutter hielt wie immer eine Zigarette der Marke Birinci zwischen den Fingern, nahm meiner Schwester den Brief aus der Hand und öffnete ihn mit Schwung. Wieder nur 50 Mark. Mutter murmelte irgendwas, steckte das Geld in die Tasche des Morgenmantels und ließ den Brief auf den Boden fallen, setzte sich ans Fenster, goss sich Tee ein und rauchte, als wäre nichts geschehen. Ich verzehrte mein leckeres Marmeladenbrot.

„Soll ich vorlesen?“, fragte meine Schwester, die den Brief aufgehoben hatte und sich ihr gegenüber setzte. Von meiner Mutter kam als Antwort nur eine Zigarettdampfwolke. Eigentlich wussten alle, sogar mein kleiner Bruder, was in dem Brief stand. Es war nämlich immer dasselbe. Formulierungen wie aus der osmanischen Zeit, als noch Katibs, Briefeschreiber, die Briefe für diejenigen verfassten, die selber nicht schreiben konnten. Ein solches Schreiben begann immer: „Bevor ich mit den ersten Zeilen meines Briefes anfangen, schicke ich euch Grüße, den Älteren küsse ich die Hände, den Jüngeren küsse ich die Augen.“ Dann folgten die Namen der Nachbarn und Bekannten und unsere Namen. Dann schrieb Vater, er hoffe, dass es allen gut gehe: „Ich hoffe, dem ältesten Sohn geht es gut und der Tochter ebenso. Ich hoffe, Necla geht es gut und auch dem kleinen Sohn.“ Der zweite Teil bestand aus der Nachricht, dass es ihm selbst gut gehe, und aus einem kurzen Bericht darüber, wie es ihm in Wien erging. Meist schrecklich, kalt sei es in Wien, das Essen sei schlecht, und er habe keine Freunde. Mutter befürchtete jedes Mal, nun folge die Nachricht, dass er deshalb zurückkomme. Und sie atmete auf, wenn davon nicht die Rede war. Mein Bruder und ich sprachen den Text auch diesmal laut mit, denn er war identisch mit dem vor einem Monat, dem Monat davor, dem Monat davor und dem Monat davor. Aber diesmal ging es anders weiter: „Und deshalb kann ich dir und den Kindern sowie den Verwandten und Bekannten mitteilen, dass ich für den nächsten Monat eine Fahrkarte für den Zug von Wien nach Istanbul gekauft habe und bald heimkehren werde.“ Meine Mutter schrie kurz auf, ihr fiel vor Schreck die Zigarettenasche in die Marmelade, meine Schwester ließ den

Brief fallen, und mein Bruder und ich rannten lieber raus, bevor das Donnerwetter über uns niederging. Wir zogen schnell unsere Spielklamotten an und schlichen in den Hof, in der Hoffnung, dass Hatice und Ahmed schon da waren, damit wir spielen konnten. Wir hörten, wie Mutter schimpfte, und meine Schwester rechnete nach, wie viele Tage es noch bis zur Ankunft des Herrn und Vaters war.

Mein kleiner Bruder wartete auf seinen Freund Ahmed, um mit ihm Murmeln zu spielen, und ich spielte Beschtasch, fünf Steine, bis Hatice kam.

Vielleicht musste eine Schwester sterben

Ich habe drei Geschwister, meinen zehn Jahre älteren Bruder, meine sieben Jahre ältere Schwester und meinen anderthalb Jahre jüngeren Bruder. Und eine tote Schwester. Sie hieß Aylin und wurde wie alle Kinder vor mir mithilfe einer Hebamme zu Hause geboren. Aylin kam mit Neurodermitis zur Welt, die ganze Haut war von Geburt an verschuppt und entzündet. Sie schrie deshalb ununterbrochen. Da niemand wusste, wie man diese Krankheit behandelte, waren unsere Eltern hilflos und überfordert.

Meine Mutter hatte nach Aylins Geburt eine Arthrose im Daumen bekommen und konnte vor Schmerz nicht schlafen. Als dies nicht aufhörte, musste sie ins Krankenhaus, und mein Vater war zum ersten Mal mit den drei Kindern allein. Tag und Nacht trug er das Kind auf dem Arm und versuchte, es zu beruhigen, was ihm nicht gelang. Auch als meine Mutter aus der Klinik zurückkam, besserte sich der Zustand nicht. Mein Vater beschloss, die öffentliche Ambulanz aufzusuchen und sich beraten zu lassen. Niedergelassene Ärzte oder Fachärzte gab es noch nicht, die medizinische Versorgung war in staatlicher Hand und kostenlos. Das bedeutete, dass man auch in einem Notfall zu einer der Krankenstationen gehen musste. Meist waren sie überfüllt, und es gab nur Allgemeinmediziner.

Er wickelte das Kind und ging los. Statt es aber gleich zu untersuchen und zu versorgen, sagte man ihm, das Baby müsse zur Unter-

suchung stationär aufgenommen werden. Mein Vater ließ das Kind trotz Bedenken auf der Krankenstation zurück, ging nach Hause und bereitete den Geschwistern das Abendessen zu. In der Nacht aber rannte er voller Sorge um seine kranke Tochter in die Klinik zurück. Er klingelte an der Notaufnahme, eine Schwester öffnete und sagte ihm: „Leider konnten wir Ihrem Kind nicht helfen. Warten Sie einen Moment.“ Sie verschwand, kam nach unendlich langen Minuten mit dem toten Baby zurück und legte es ihm in den Arm. Er war fassungslos, wusste nicht, wohin mit dem Kind und mit sich. In seiner Not ging er noch in der Nacht in die Moschee, einen Ort, den er sonst höchstens einmal im Jahr zu Ramadan betrat und mit dem ihn eigentlich nichts verband. Er beerdigte am frühen Morgen ganz allein mit dem Hoca das Kind und kam mit leeren Händen und leeren Augen zu seiner Familie zurück. Er schloss sich ein, ließ niemanden an sich heran und weinte.

Die Sterblichkeitsrate von Säuglingen lag um 1960 in der Türkei bei etwa zwanzig Prozent, Frauen bekamen im Schnitt sieben Kinder, und kaum ein Erwachsener wurde viel älter als sechzig Jahre.

„Von da an begann für uns ein neues Leben“, sagte meine Mutter später. „Dein Vater wurde freundlicher und versöhnlicher.“ Meine älteren Geschwister und meine Mutter waren zuvor durch sein cholerisches Verhalten nachhaltig traumatisiert. Er war aufbrausend, wenn sich seine Pantoffeln nicht an ihrem Platz befanden, mein älterer Bruder zu spät nach Hause kam, meine Schwester nicht aufgeräumt hatte oder er einfach schlechte Laune hatte.

Als meine Mutter nach dem Tod von Aylin wieder schwanger wurde, war mein Vater fürsorglich, er ging mit ihr am Wochenende am Bosphorus spazieren, ins Kino und zu Konzerten, sie achteten auf ihre Ernährung, was damals bedeutete, möglichst viel Fleisch und Fisch zu essen. Abends brachte er Obst mit nach Hause, und Mutter meinte, die Schwangerschaft mit mir sei die glücklichste Zeit ihres Lebens gewesen. Mein Vater meldete meine Mutter zur Niederkunft im privaten Krankenhaus Zeynep Kamil in Kadiköy an. Die Geburtsklinik war die Stiftung einer Industriellenwitwe, die Geburts-

betreuung war kostenlos, und es gab nur eine Bedingung: Wenn ein Mädchen geboren wurde, sollte es mit zweitem Vornamen Zeynep heißen.

Silvesterkind

Der Jahreswechsel stand bevor, und Leman war im neunten Monat schwanger. Die modernen, säkularen Türken feierten Silvester wie die Amerikaner Thanksgiving und wie die Europäer Weihnachten mit einem kleinen Plastikweihnachtsbaum, der bei uns Silvesterbaum genannt wurde. Es wurde die Nachbarschaft eingeladen, ein Truthahn gekauft und zum Backhaus gebracht. Abends wurde gegessen, es wurden Cocktails getrunken und Istanbul Lieder gesungen. Eine Stunde vor Mitternacht ging man gemeinsam hinunter zum Hafen, begrüßte das neue Jahr, die Schiffssirenen heulten. Von den Schiffen wurden ausgemusterte Seenotraketen verschossen, die den Bosphorus in rotes, weißes und grünes Licht tauchten. Danach drehte man im Hof das Radio laut, und die Erwachsenen spielten bis Morgengrauen Tombola oder Bingo.

Silvester 1957 sollte wieder so ablaufen, auch wenn die Nacht am Pier ausfallen würde, weil es seit Tagen geschneit hatte und die Straßen mit dem von den vielen Kohleöfen rußgeschwärzten Schneematsch kaum passierbar waren. Außerdem konnte Leman mit ihrem dicken Bauch kaum noch laufen. Am frühen Abend trudelten die ersten Gäste ein, die Pute wurde zerlegt, es wurde gegessen und Wermuth getrunken. Dann setzten bei meiner Mutter die Wehen ein, und sie gab meinem Vater ein Zeichen. Die Gesellschaft geriet in helle Aufregung, ein Nachbar organisierte ein Auto, die Hochschwangere wurde in Decken gepackt und in die Klinik chauffiert. Die Klinik war voll, und mein Vater Duran musste wie die anderen werdenden Väter auf dem Flur warten. Knapp eine Stunde vor Mitternacht trat eine Krankenschwester auf den Flur und rief: „Wem gehört dieser Wonneproppen mit der Löwenmähne?“ Und sie hielt mich hoch. „Das kann nur meine Tochter sein“, rief mein Vater – jedenfalls erzählte er das später bei jeder Gelegenheit. „Sie soll Necla heißen, wie meine

erste Lehrerin“, sagte er meinem Bruder und meiner Schwester, als die mich am Neujahrstag – inzwischen schien die Sonne und der Himmel war blau – zum ersten Mal sahen.

So wurde ich kurz vor Mitternacht am 31. Dezember 1957 in Istanbul als erstes Kind unserer Familie in einer Klinik geboren. Als mein Onkel mich später beim Bürgermeisteramt in Pinarbaşı als neues Mitglied der Familie Kelek anmelden sollte, überhörte er absichtlich das genaue Datum – nach dem Motto: Wer soll sich so was denn merken? Es gab in den Städten, bis heute, nicht so etwas wie ein Einwohnermeldeamt. Registriert wurde man – wenn überhaupt – an dem Ort, aus dem die Familie stammte. Nicht nur das Datum, auch den zweiten Namen vergaß er. Er gab den 1. Januar 1957 als meinen Geburtstag an. Und so war ich bereits bei der Geburt ein Jahr alt.

Beschtasch

Beschtasch – das Spiel mit den fünf Steinen – ist ein Spiel, das schon bei Homer erwähnt wird und von Charikles, einem griechischen Tyrannen aus dem 4. Jahrhundert vor Christi, als *pentelitha* beschrieben wurde: „Man nahm fünf Astragalen oder Steinchen, legte sie auf die innere Fläche der Hand, warf sie in die Höhe und suchte sie mit der äußeren Fläche wieder aufzufangen.“ Ich erwähne das, weil alles, was wir tun, doch seinen Ursprung hat. Dieses simple griechische Spiel, das damals jedes Mädchen in Istanbul konnte, gab es schon, als Istanbul noch nicht einmal Konstantinopel, sondern Byzantion hieß und griechisch war. Im Alten Museum in Berlin gibt es eine römische Skulptur eines Mädchens, das mit fünf Astragalen, fast viereckigen Knöchelchen aus dem Sprunggelenk der Ziege, spielt. Es ist eine schöne Vorstellung, dass die einfachen glatten Steine, mit denen ich damals spielte, über zweitausend Jahre lang von Kind zu Kind weitergereicht wurden.

An diesem Morgen kam mir dieses Spiel sehr gelegen. Ich musste nicht reden, konnte Steine werfen, sie auffangen und darüber nachdenken, was bald passieren würde. Warum war Mutter wütend?

